

STEPHAN ORTH

EXKLUSIVE
LESEPROBE

COUCHSURFING



MALIK

IN RUSSLAND



Wie ich fast zum
Putin-Versteher wurde



STEPHAN ORTH, Jahrgang 1979, arbeitete als Redakteur im Reiseressort bei SPIEGEL ONLINE, bis er sich 2016 als freier Journalist selbstständig machte. Seit 2004 ist er bereits als Couchsurfer unterwegs, hatte Besucher aus aller Welt und traf Gastgeber in mehr als dreißig Ländern. Orth ist Autor des Bestsellers *Couchsurfing im Iran*, bei Malik ist außerdem sein Buch *Opas Eisberg* erschienen. Für seine Reportagen wurde Orth mehrfach mit dem Columbus-Preis ausgezeichnet.

Mehr zum Autor unter: www.stephan-orth.de

STEPHAN ORTH

COUCHSURFING
★
IN RUSSLAND

Angekommen

Hinter der Absperrung geht es 500 Meter in die Tiefe, wir stehen am Rand eines riesigen Kraters. »Willkommen am Arschloch der Welt!«, ruft die Leiterin der Dezer-nate Kultur und Jugend der Stadtverwaltung. Sie hält ihr Handy hoch, um ein paar Selfies unserer kleinen Gruppe zu knipsen. Lächeln. Klick. Victory-Zeichen. Klick. Arme hochreißen, »Ein bisschen näher zusammen!«. Klick. »Und jetzt alle richtig bescheuert gucken!« Klickklick-klick. Wie Teenager am Schloss Neuschwanstein oder am Roten Platz.

Die Luft riecht nach Schwefel und verbranntem Holz, die Abendsonne hängt tief am Himmel und taucht den staubigen Dunst ringsum in rötliches Licht. Sonnenuntergangsromantik auf Apokalyptisch. Am Geländer der Aus-sichtsplattform hängen Liebesschlösser mit den Namen

von Hochzeitspaaren. Julija und Sascha. Schenja und Sweta. Wjatscheslaw und Marija. Der Bund fürs Leben, besiegelt am Eingang zur Hölle, ein Treueschwur an der absurdesten Touristenattraktion des Planeten.

Ich kenne die Menschen nicht, mit denen ich Gruppenfotos mache. Gerade haben sie mich an einem winzigen Flughafen abgeholt, an dem mehr Hubschrauber als Flugzeuge parken und mehr ausrangierte Flugzeuge als solche, die noch starten und landen können.

Sie kamen zu dritt: die Kulturbeauftragte, die Referentin für industrielle Angelegenheiten und der Student. Unterhalten haben wir uns bislang nicht, dafür war die Musik zu laut. Im Lada Priora mit der Heckscheibenaufschrift »Street Hunters« vibrierten die Sitzpolster. Der Fahrstil des Studenten und seine Angewohnheit, bei Tempo 75 beide Hände vom Lenker zu nehmen, um sie im Takt in der Luft herumwirbeln zu lassen, kennzeichneten ihn als jemanden, der schon mit zwanzig nicht mehr viel vom Leben erwartet.

Wo zum Teufel bin ich?

Antwort von Wikipedia: Mirny, Republik Jakutien, Ferner Osten Russlands, 37 188 Einwohner laut Zensus von 2010. Bürgermeister Sergej Alexandrow, Postleitzahlen 678 170 bis 678 175 sowie 678 179.

Antwort von Google Maps: zwischen Tschernyschewskij, Almasny, Tas-Jurjach, Tschamtscha, Lensk, Suntar,

Scheja Malykaj, Njurba, Werchnewiljujsk, Nakanno, Oljokminsk und Morkoka. Die Bezeichnung »Nachbarorte« wäre allerdings irreführend, sie befinden sich in einem Radius von 400 Kilometern um Mirny verteilt.

Der Reiseführer antwortet: nichts. Dem »Lonely Planet« ist Mirny ein bisschen zu lonely.

Und meine Antwort? Genau da, wo ich hinwollte. Selfies vor Neuschwanstein kann jeder, zum Taj Mahal muss niemand mehr hinfahren, weil es schon sieben Milliarden Fotos davon gibt. Ich habe genug Schönheit auf Reisen gesehen, um nun bereit für das andere Extrem zu sein. Nicht die Hässlichkeit einer Kakerlake auf dem Küchenboden oder eines kaputten Autoreifens im Straßengraben. Peanuts. Ich meine Anti-Ästhetik von einem Ausmaß, dass einem die Sinne schwinden. Reisen als Horrorfilm oder Thriller, David Fincher statt Rosamunde Pilcher, Hässlichkeit mit Wow-Effekt, Hässlichkeit mit Geschichte. Nur die Normalnull ist langweilig, interessant wird es an den Extrempunkten der Ästhetikskala. Alles eine Frage der Wahrnehmung, nach welchen Kriterien man ein Reiseziel auswählt.

Das »Arschloch der Welt«, so lautet der lokale Spitzname, ist eine Meisterleistung der Ingenieurskunst. Jahrzehntelange Arbeit, ausgefuchste Statik. Die zweitgrößte Anlage ihrer Art, weltweit. Und einen versteckten Schatz gibt es auch. So weit, so Weltkulturerbe-Kandidat. Gleich-

zeitig ist die offene Mine von Mirny nun wirklich keine Augenweide, allein das Wort »Weide« würde ja implizieren, dass hier irgendetwas wächst. Jahrzehntlang wurden Diamanten ausgebuddelt, ein paar Gramm Edelstein pro Tonne Boden. Glitzernde Reichtümer, verborgen irgendwo im Morast.

Schrägwände aus grauem Erdreich führen nach unten, ein paar rostige Rohre sind noch von den Förderanlagen übrig. Am gegenüberliegenden Kraterrand, 1200 Meter ent-



fernt, wirken die achtstöckigen Wohnblocks von Mirny wie eine Legolandschaft.

Im Jahr 2004 legte Russlands Edelstein-Gigant Alrosa die »Mir«-Mine – der Name bedeutet »Frieden« – aus einem simplen Grund still: weil der Abgrund bald Gebäude der Stadt verschlungen hätte, wenn die Bagger ihn noch weiter ausgebaut hätten. Nun arbeiten die Diamantenschürfer im Untertagebau weiter.

»Kommen viele Touristen her?«, frage ich die Kulturbeauftragte.

»Haha, nein, eigentlich nur die Einwohner«, antwortet sie. »Deshalb haben wir dich zu dritt abgeholt, das ist schon etwas Besonderes.« Aber gerade sei ein Filmmacher aus Italien da, der nächstes Jahr einen Spielfilm drehen will. »Ich gehe morgen zum Casting, kannst ja mitkommen. Aber jetzt machen wir erst mal eine Stadttour!«

In ihren besten Jahren galt »Mir« als die ertragreichste Diamantenmine der Welt. 342,5 Karat wog der größte Diamant, der hier ausgegraben wurde. Er ist zitronengelb, so groß wie eine Cockailtomate und mehrere Millionen Euro wert. Ein Sensationsfund verdient einen sensationellen Namen, also nannte man ihn »26. Kongress der Kommunistischen Partei der Sowjetunion«. Auch der »60. Jahrestag des Komsomol« (200,7 Karat) wurde hier freigesprengt. Nicht jedoch »70 Jahre Sieg im Großen

Patriotischen Krieg« (76,07 Karat), der stammt aus der Jubilejnaja-Mine weiter nördlich.

»Bist du angeschnallt?«, fragt der Student, dann rasen wir in Schlangenlinien über Schotterpisten Richtung Stadt. Vorbei an einem Hügel mit der Aufschrift »Mir 1957–2004«, auf dem riesige ausrangierte Bagger stehen. Der Lada hüpfert über Schlaglöcher, die Reifen quietschen, und die Arme des Studenten tanzen. Die beiden Damen von der Stadtverwaltung singen lauthals einen Song von Elbrus Dschanmirsojew mit: Ich bin ein *brodjaga*, ein Landstreicher ohne Geld, und ich heirate trotzdem die schönste Frau. Nach einigen Wochen unterwegs bin ich es gewohnt, herzlich begrüßt zu werden, aber ein solches Empfangskomitee habe ich noch nicht erlebt. Wegen der Musikbegleitung fällt die erste Stadtführung wenig detailliert aus und besteht darin, dass die beiden Frauen von der Rückbank Ortsbezeichnungen nach vorne brüllen. »Hauptstraße, Uliza Lenina! Stadtzentrum! Schule! Bibliothek! Kirche! Feuerwache! Kriegsdenkmal! Stalinbüste!«

Schmucklose Beton-Hochhäuser, viele ziemlich neu, und zweistöckige lang gezogene Holzbauten aus früheren Jahren säumen die Straßen. Kein Eingang ist ebenerdig, denn alle Häuser sind auf Stelzen gebaut, wegen des Permafrostbodens. Ohne diese Podeste würde durch die Heizungswärme im ostsibirischen Winter der Boden

schmelzen, die Gebäude würden absinken. »Du solltest im Januar wiederkommen, da wird es minus vierzig, manchmal minus fünfzig Grad!«, ruft die Referentin für industrielle Angelegenheiten.

Bei Stalin steigen wir kurz aus. Der bärtige Diktator aus dunkelgrauem Stein blickt stolz in Richtung Stadtzentrum, er trägt eine oben zugeknöpfte Uniform mit Sowjetstern am Revers. Auf Stalins Befehl wurde in den Fünfzigerjahren in der Republik Jakutien massiv nach Diamanten gesucht, weil Sanktionen des Westens Russland in eine Wirtschaftskrise katapultiert hatten. Nur deshalb entdeckte man hier die Mine, nur deshalb errichtete man eine Stadt.

Laut Sockel wurde die überlebensgroße Büste 2005 aufgestellt, zum sechzigsten Jahrestag des Kriegsendes. Ich bringe meine Überraschung zum Ausdruck, hier ein Denkmal des Schreckensherrschers vorzufinden. »Im ganzen Land gibt es nur zwei oder drei Stalinstatuen, eine andere steht in Murmansk«, sagt die Kulturbeauftragte. Es habe zunächst Proteste gegeben. »Dann wurde abgestimmt, und viele Kriegsveteranen waren dafür. Bei uns geht es noch etwas kommunistischer zu als anderswo. Komm, wir zeigen dir dein Zimmer.«

Kurz darauf biegt der Lada mit Discosound in die Straße »40 Jahre Oktober« ein. Das wäre auch ein schöner Name für einen Diamanten, gemeint ist nicht der

Monat, sondern die Revolution. Wir halten vor einem Holzhaus mit blauen Wänden, natürlich auf Stelzen. Die Kulturbeauftragte führt mich in den ersten Stock und schließt die schief in den Angeln hängende Tür mit der Nummer elf auf. »Normalerweise ist das eine Unterkunft für Lehrer, die in Mirny arbeiten«, sagt sie und gibt mir den Schlüssel. Mein Zimmer ist auf mindestens 35 Grad geheizt und enthält eine Schlafcouch, einen Kleiderständer und einen Flachbildfernseher. Hier darf ich kostenlos für die nächsten drei Tage wohnen.

Wahrheit Nummer 18:

Ich fühle mich willkommen. Willkommen am Arschloch der Welt.



МОСКВА

MOSKAU

Einwohner: 11,5 Millionen
Föderationskreis: Zentralrussland



Kein Feind des Alkohols

Das mit dem Couchsurfing, das funktioniert so: Auf der gleichnamigen Webseite gibt man nach der Registrierung einen Ort ein, den man bereisen möchte. Dann werden Mitglieder aufgelistet, die dort eine Ecke auf dem Teppich, eine Wohnzimmercouch, eine Luftmatratze oder, wenn man ganz viel Glück hat, ein eigenes Zimmer mit King-Size-Bett, Meerblick und eigenem Strand anbieten (das habe ich in Australien erlebt). In Profilen stellen sich die Gastgeber und Gäste vor. Je sympathischer die Selbstdarstellung im Internet, desto größer die Chance, aufgenommen zu werden. Weiblich zu sein und hübsch soll Gerüchten zufolge auch helfen. Im Unterschied zu Airbnb ist Couchsurfing einerseits kostenlos, andererseits versuchen hier Menschen, sich selbst im besten Licht zu präsentieren und nicht nur ihre Schlafzimmer und Küchen.

Als ich einen Nachmittag lang Onlineprofile aus Moskau studiere (es gibt allein in der russischen Hauptstadt mehr als 100 000 davon), muss ich an die Verkupplungsshow »Herzblatt« denken. Am Schluss war dort immer die Stimme einer Moderatorin namens Susi Müller zu hören, deren einziger Job darin bestand, die Attribute und Antworten der Show-Teilnehmer zusammenzufassen. »Wer soll dein Herzblatt sein?«, gesprochen mit einem Timbre, das derartig wohlklingend war, dass 98 Prozent der männlichen Zuschauer eher die unsichtbare Susi Müller heiß fanden als eine der Kandidatinnen.

Aber ich schweife ab. Was ich sagen wollte: Man könnte auch Couchsurfing-Profile wunderbar auf diese Art zusammenfassen.

Wer soll dein Gastgeber sein?

Ist es Anastasija, 24, die fließend Lingala spricht, in »seltenen Fällen und zu besonderen Ereignissen kein Feind des Alkohols« ist, nicht lange still sitzen kann und trotzdem Yoga mag, in Goa ein paar Mantras lernte und auf einem ihrer Fotos im bodenlangen knallroten Kleid nebst Raubkatze auf dem Beistelltisch posiert?

Oder ist es Nastja, 25, die esoterische Literatur und Cartoons liebt und von sich sagt, sie sei »Liebe. Liebe ist unsere Welt. Die Welt ist Einheit«, und statt eines Fotos von sich selbst einen winzigen Dackel neben einer Teetasse mit Comic-Enten-Motiv zeigt.

Oder Alexander, 27, viele Muskeln, keine Haare, der sich als »Wissenschaftler, Schreiber und Alkoholiker« bezeichnet, auf seinem Foto mit einer Trompete in einer Art Labor posiert und als Interessen »Literatur, Wissenschaft, Alkohol und Sex« angibt?

Oder Olja, 24, die Manowar und Britney Spears mag, für ein Modemagazin arbeitet, eine »sehr niedliche Katze namens Adolf« hat und als gemeinsame Beschäftigung vorschlägt, man könne »Ballett angucken und Wodka trinken«? (Auf einem Foto hat sie eine weiße Gesichtsmaske aufgetragen und deutet mit den Lippen einen Kuss an.)

Oder Wadim, 29, der gerne mit »intelligenten Menschen über Themen aller Art spricht«, sich mit Kampfsport auskennt und Gästen beibringen kann, wie man ein russisches Badehaus besucht? (Das Foto dazu: ein ernster Typ neben einer Alienfigur aus Metallteilen.)

Oder Natalja, 38, die im schwarzen Bikini auf einem Quad sitzt, im Moment nicht arbeitet, lieber Männer als Frauen zu sich einlädt, »fröhlich, aktiv, positiv und abenteuerlustig« ist und gerne Borschtsch kocht?

Oder Alina, 28, die zu Hause »einen kleinen Zoo hat«, bestehend aus Katze, Hund, Ratte, einer australischen Schildkröte und einem Vogel, die sich aber alle gut vertragen, und als Motto angibt: »Mach einfach, bereuen kannst du später.« (Auf einem Foto posiert sie mit zwei Kamelen. Hoffentlich sind die nicht auch noch in der Wohnung.)

Oder ist es Genrich, 31, der sechs Sprachen beherrscht und potenzielle Besucher mit mehr als hundert Seiten Knigge-Informationen schikaniert?

Seine Antwort kommt übrigens exakt drei Minuten, nachdem ich ihn angeschrieben habe: »Du hast einen feinen Humor, so viel kann mit Sicherheit gesagt werden. Ich wäre in der Tat froh und würde mich geehrt fühlen, dir zu den angegebenen Daten eine Unterkunft anzubieten.«

Des Weiteren enthält seine E-Mail zwei Bildschirmseiten mit präzisen Anreiseinformationen, der Bitte um eine genaue Angabe der »ETA« (*estimated time of arrival*) und insgesamt vierzehn Links, die zu Karten und Metrofahrplänen führen. »Ich beantworte gerne relevante Fragen«, schreibt er außerdem, »falls diese aufkommen, nachdem du alle verfügbaren Quellen überprüft hast.«

Schon kapiert, keine weiteren Fragen.

Wahrheit Nummer 1:

Hinter einer schroffen Fassade verbirgt sich manchmal überraschende Freundlichkeit.

Ein paar Tage später lande ich auf dem Flughafen Moskau-Scheremetjewo. Sein Alleinstellungsmerkmal ist ein Blumenautomat mit Sträußen für tausend, 1500 und 2000 Rubel. Je teurer, desto mehr niedliche Plüschmäuse stecken zwischen den Blüten. Die Idee, mit einem solchen Geschenk Genrich freundlich zu stimmen, verwerfe ich schnell. Stattdessen habe ich für ihn und die folgenden Gastgeber ein paar große Packungen Lübecker Marzipan eingepackt.



Nervös warte ich aufs Gepäck, ich will ja die ETA einhalten. Dann nehme ich, wie in der Wegbeschreibung verlangt, den knallroten modernen Flughafenexpress in die Stadt. Ich übe Kyrillisch, indem ich auf dem Weg zum Bahnhof Belorusskaja jedes Hinweisschild lese. *Bileti. Kassa. Aeroekspres. Minimarket. Produkti. Avtoservis. Ekspres Servis. Gazprom. Rosneft. Makdonalds. Elektronika. Gastronom. Teatr. Metro.*

Die Moskauer U-Bahn erschlägt Besucher entweder mit ihren lebensgefährlichen Schwingtüren am Eingang oder mit der Pracht ihrer Bahnsteige. Stalins Architekten schufen damals Opulenz für alle. Wer zu Hause wie ein Hund lebte, sollte wenigstens auf dem Weg zur Arbeit zweimal täglich durch unterirdische Paläste flanieren. Heute sind sie das meistbesuchte Kommunismus-Museum der Welt mit mehr als sieben Millionen zahlenden Gästen pro Tag.

Belorusskaja ist sehr dekorativ mit Stuckdecken, Kronleuchtern und einer überlebensgroßen Partisanenskulptur. Sakral anmutende Deckengemälde zeigen Frauen bei der Ernte, Männer mit Gewehren und Kinder, die ihre Lehrer mit Blumensträußen beschenken (ohne Stofftiere). Die echten Russen im Waggon dagegen sind zum Großteil in ihre Handys versunken, das freie WLAN funktioniert noch siebzig Meter unter der Erde. Gedämpfte Unterhaltungen, Blicke ins Leere. Erstes Stimmungsbild: Beim Lachyoga bin ich hier nicht gelandet.

Nur drei Stopps sind es mit der grünen Metrolinie zur Haltestelle Sokol, die ähnlich kathedralenhaft wirkt wie Belorusskaja. Zwar mit weniger Bildnissen, dafür mit Marmorwänden und polierten Fußböden aus rotem und grauem Granit. Schon seit einem Jahr stört kein Werbeplakat mehr die architektonischen Schätze der Moskauer Unterwelt. Allerdings nicht aus ästhetischen Gründen, sondern weil es Ärger gab mit der zuständigen Agentur, die es mit den vereinbarten Zahlungen an die Stadt nicht so genau nahm.

Oben an der Straße orientiere ich mich mit einer von Genrichs vierzehn Karten, folge für etwa 300 Meter der Leningrad-Straße und freue mich angesichts des Staus, nicht mit einem Taxi unterwegs zu sein. Unter einem Torbogen biege ich rechts in die Peschanaja-Straße ab, an einem deutschen Restaurant namens Schwarzwald noch einmal nach rechts. Nachdem ich im Innenhof die Bekanntschaft einiger höflicher Jungs mit Fußball gemacht habe, stehe ich vor einer lila Metalltür, die nach Farbe riecht. Klingeln auf Russisch: auf dem Interkom auf »K« wie *kwartira* drücken, dann die Apartmentnummer eingeben (die Tasten erinnern an Telefonzellen Ende der Achtzigerjahre), auf das Piepssignal warten (der Ton erinnert an Videospiele Ende der Achtzigerjahre), Tür ziehen statt drücken, noch eine zweite Metalltür passieren, geschafft.

Meine Uhr zeigt einen Wert von ETA plus zwei Minuten an, als mich ein ächzender Miniaufzug in den elften Stock bringt. Beim Anhalten federt er massiv nach, als sei er mit dem plötzlichen Stopp nicht einverstanden. Bis zur Diele meines Gastgebers muss ich noch zwei weitere Metalltüren passieren.

»Das ist Moskau. Ein Hochsicherheitstrakt«, sagt Genrich zur Begrüßung. Er trägt ein T-Shirt, auf dem »*Ask me, I'm local*« steht, eine Halskette mit goldenem Kreuz und eine dieser Brillen, deren Gläser sich bei starkem Licht dunkel verfärben. Sein Bart ist orangefarben, die *tapotschki* (Hausschlappen), die er mir anbietet, sind es auch. Wir unterhalten uns auf Englisch, für längere Gespräche reichen meine Russischkenntnisse nicht aus.

»Ich bin dein erster Gastgeber? Na dann: Willkommen in Russland!« Er dirigiert mich durch einen Flur, der fast zu eng ist für mich und meinen Reiserucksack, und bietet mir einen Holzstuhl in der Küche an. »Leider bin ich furchtbar untypisch für dieses Land. Ich trinke keinen Alkohol, habe kein Bärenfleisch im Eisfach und auch keine Balalaika im Haus. Das ist so falsch, tut mir leid.« Er holt ein paar Papiertüten mit Gebäck aus dem Schrank und breitet sie auf dem Tisch aus.

Die Wohnung, die er sich mit einer Mitbewohnerin teilt, ist etwa vierzig Quadratmeter groß und ein Paradebeispiel für effiziente Raumnutzung. Einbauschränke an

jeder freien Wand, eine Waschmaschine, die unter das Waschbecken im Bad montiert wurde, und eine Couch in Genrichs Zimmer, die sich zum Schlafen ausziehen lässt. Als Gästebett dient eine knarrende blaue Luftmatratze. Wenn ich die auslege, muss mein Rucksack in die Küche, weil sonst kein Platz mehr auf dem Boden ist. Mein Lieblingsort ist der Balkon mit einer tollen Aussicht auf weiße Hochhäuser, ein Gebäude in Stalins Zuckerbäckerstil und die Zwiebeltürme einer orthodoxen Kirche.

»Jetzt zur wichtigsten Frage«, sagt Genrich. Er streicht über das Kreuz an seinem Hals und macht eine bedeutungsschwere Pause.

»Tee oder Kaffee?«

»Kaffee«, sage ich. Die Antwort scheint ihm zu gefallen, denn er schüttelt mir die Hand und sagt in offiziellem Ton: »Willkommen im Klub!«

Er geht zu einem seiner bis auf den letzten Millimeter vollgepackten Küchenschränke, in denen jedes Objekt seinen festen Platz zu haben scheint, und holt eine Packung Kaffeebohnen heraus. Die elektrische Mühle macht einen solchen Höllenlärm, dass ich die nächste Frage fast nicht verstehe.

»Stephan, was denkst du über Gewürze?«

»Über was?«

»Ge-wür-ze!«

»Finde ich gut.«

»Magst du es scharf? Ich meine nicht so scharf, dass es dir das Gehirn wegpustet, aber scharf?«

»Ja.«

Er platziert einen mittelöstlich anmutenden Kocher mit langem Henkel auf der Platte.

»Willst du ein paar Gewürze in deinen Kaffee?«

»Welche denn?«

»Kardamom, Pfefferschoten, Muskatnuss und Ingwer. Ich habe diese Mischung erfunden, sie heißt ›Kick am Morgen‹. Wenn du sie probiert hast, wirst du verstehen, warum.«

»Da kann ich nicht Nein sagen.«

»Doch. Du kannst immer Nein sagen, das ist meine Philosophie.«

»Meine Philosophie ist, auf Reisen möglichst oft Ja zu sagen.«

Er gießt Kaffee in zwei graue Becher von Ikea.

»Sei damit bloß vorsichtig in Russland. Das kann dich hier leicht zu weit führen.«

Zum Beweis pustet mir der erste Schluck »Kick am Morgen« das Gehirn weg. Genrich dagegen scheint gegen Pfefferschärfe immun zu sein, er trinkt in Windeseile aus. Dann zieht er sich eine Stoffjacke über. »Ich muss jetzt los, ein wichtiger Termin.« Er drückt mir einen Zweitschlüssel für die Wohnung in die Hand. »Fühl dich wie zu Hause!«, dann fällt die Tür scheppernd zu, und ich bin allein.

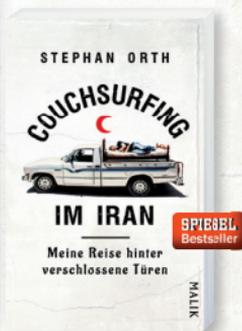
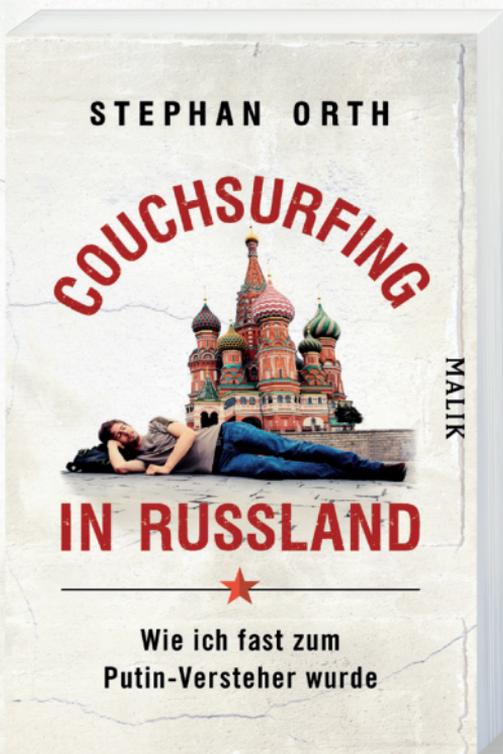
BLUMEN • ЦВЕТЫ

Läden mit der Aufschrift »Zveti24« sind allgegenwärtig in russischen Städten. Sie bieten rund um die Uhr Blumensträuße an. Um drei Uhr nachts ist es in Sankt Petersburg einfacher, ein paar frische Rosen zu bekommen als einen Schokoriegel oder Zigaretten. Erklärt wird der 24-stündige Bedarf an Geschenkflora häufig damit, dass Männer, die betrunken nach Hause kommen, nur durch einen Strauß auf dem Küchentisch verhindern können, von ihrer Frau abgemurkst zu werden. Am extremsten ist die Nachfrage zum Weltfrauentag am 8. März – dann können Blumenhändler ihre Preise fast beliebig nach oben treiben.



Ein wilder Streifzug durch ein Land, das auf
der Suche nach sich selbst ist.

Der neue Bestseller von **Stephan Orth**



Klappenbroschur, 256 Seiten
€ 16,99 (D) / € 17,50 (A), ISBN 978-3-89029-475-9
Auch als E-Book erhältlich.